

Unkraut unter dem Weizen: Mt. 13, 24-30

Einleitung:

Das Gleichnis vom Unkraut im Weizen ist eines der Gleichnisse, die Matthäus im 13. Kapitel seines Evangeliums erzählt. Es ist dort eingebettet in das Gleichnis vom vierfachen Acker, über das Hanna Kandal vor drei Wochen gepredigt hat, und das Gleichnis vom Senfkorn, das letzte Woche an der Reihe war.

Wiederum befinden wir uns in der Bildwelt des antiken Bauernlebens: Vom Säen wird erzählt, vom Unkrautjäten, und vom Ernten.

Vor allem aber geht es ums Himmelreich, um das Reich Gottes. Das wird bei diesem Gleichnis zum ersten Mal im Matthäusevangelium explizit gesagt, und zwar gleich im ersten Vers mit den Worten:

„Mit dem Himmelreich ist es wie mit“

Mit dieser Formel beginnen auch die nachstehenden Gleichnisse bei Matthäus, und so ist unser Gleichnis nach hinten und vorne verbunden. Nach hinten durch formale Elemente, nach vorne durch das inhaltliche Element des Bauernlebens. Darin zeigt sich der Gestaltungswille des Evangelisten Matthäus, der sein Material stärker als Markus und Lukas systematisiert und gestaltet.

Das Gleichnis vom Unkraut und vom Weizen ist einfach erzählt und leicht verständlich. Anders als die Gleichnisse mit offenem Schluss, die eine Diskussion provozieren, wird dieses Gleichnis einleuchtend zu Ende erzählt und lässt nichts in der Schwebe. Eigentlich braucht es keine weitere Erklärung.

- Trotzdem gibt es eine.

Zwei Abschnitte weiter folgt nämlich noch eine Auslegung des Gleichnisses. Diese will allerdings nicht so recht zum weiten Horizont des Gleichnisses passen, denn sie schränkt dessen Interpretation in eine ganz bestimmte Richtung ein. Sie ist denn auch erst bei der Redaktion des Evangeliums hinzu gekommen, darin ist sich die Bibelwissenschaft einig. Die Auslegung hat den Zweck, das Gleichnis besser in die matthäische Theologie einzufügen, indem der Blick auf ein bestimmtes Thema gelenkt wird.

Hören wir nun das Gleichnis ohne seine Auslegung, so wie es bei Matthäus 13, 24-30 steht:

Text:

"24 Ein anderes Gleichnis legte er ihnen vor: Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem, der guten Samen auf seinen Acker säte. 25 Doch während die Leute schliefen, kam sein Feind, säte Unkraut unter den Weizen und machte sich davon. 26 Als die Saat aufging und Frucht brachte, da kam auch das Unkraut zum Vorschein. 27 Da kamen die Knechte zum Hausherrn und sagten: Herr, war es nicht guter Same, den du auf deinen Acker gesät hast? Woher kommt nun das Unkraut? 28 Er antwortete ihnen: Das hat ein Feind getan! Da fragen ihn die Knechte: Sollen wir also hingehen und es ausreissen? 29 Er sagt: Nein, damit ihr nicht, wenn ihr das Unkraut ausreisst, auch den Weizen mit herauszieht. 30 Lasst beides miteinander wachsen bis zur Ernte. Und zur Zeit der Ernte werde ich den Schnittern sagen: Reisst zuerst das Unkraut aus und schnürt es zu Bündeln, um es zu verbrennen, den Weizen aber bringt ein in meine Scheune!"

Predigt:

„Manchmal kennen wir Gottes Willen, manchmal kennen wir nichts“. So haben wir gesungen im Lied von Kurt Marti.

Der zweite Teil dieses Liedverses ist mir vertrauter: „manchmal kennen wir nichts“. Das entspricht vermutlich der Lebenserfahrung der meisten von uns über weite Strecken. Kurt Marti beginnt aber mit einer anderen Erfahrung: „manchmal kennen wir Gottes Willen“. „Manchmal“ – das ist doch immerhin nicht ganz selten und

immer mal wieder. Ich finde das schon viel. Denn: Gottes Willen kennen – können wir das überhaupt? Man könnte sagen, ja klar, ganz einfach, brauchst nur die Bibel zu lesen. So ganz einfach erscheint das mir persönlich nicht. Zu komplex die Botschaft, zu widersprüchlich die einzelnen Aussagen; zu sehr menschlich durchwirkt liegt uns das Wort Gottes vor.

Und doch: irgendwie spüre ich, dass die Bibel von Erfahrungen mit Gottes Wille berichtet. Von tiefen Erfahrungen, die zwischen den Zeilen einen Widerschein dessen aufleuchten lassen, was Gottes Wille sein könnte.

So eine Stelle ist das Gleichnis, das wir in der Lesung gehört haben. Jesus hat Gleichnisse erzählt, um den Menschen klarzumachen, wovon er ihnen erzählen wollte. Er wollte seinen Zuhörerinnen und Zuhörern verdeutlichen, worum es ihm ging. Damit sie besser verstehen. Jesus war nicht der erste und nicht der einzige, der zu diesem Zweck Gleichnisse erzählte. Das taten andere jüdische Rabbiner schon lange vor ihm. Neu aber ist das, was er damit illustrieren will.

„Mit dem Himmelreich ist es wie“. Jesu Gleichnisse sind die Bildbände, in denen wir das Himmelreich erkennen sollen. Ihre Bilder sind nahe bei den Menschen, bei ihrem täglichen Leben. Und auch wenn es nicht mehr unser Alltag ist, weil wir keine antiken Bauern und Handwerker sind, bleiben die Bilder doch auch für uns Nachgeborene über weite Strecken gut nachvollziehbar.

Um das Himmelsreich geht es. Um das Reich Gottes als Regiment von Liebe und Versöhnung; als der Ort, wo Gottes Wille vollumfänglich gilt. Wo alles nach seinen Regeln funktioniert, ohne Hindernisse. Ebendieses Reich, diesen Zustand will unser Gleichnis darstellen. Der mittelalterliche Mystiker Meister Eckhart schreibt:

„Wenn ich über Gottes Reich nachdenke, dann lässt mich das oft verstummen, dass es so gross ist.; denn Gottes Reich, das ist Gott selber mit seinem ganzen Reichtum. 'Gottes Reich' ist kein kleines Ding. Stellt man sich alle Welten vor, die Gott erschaffen könnte: das ist ,Gottes Reich'. (S. 35)

Das Himmelreich kann man sich nicht wirklich vorstellen. Wir kämpfen mit Begriffen wie (...) und versuchen damit etwas auszudrücken, von dem wir keine Vorstellung haben.

Das ging schon Jesu Zeitgenossen so, vermutlich auch seinen Jüngerinnen und Jüngern. Die biblischen Gleichnisse wollen ihnen und uns eine Verstehenshilfe sein. Eine Brücke über den garstigen Graben zwischen dort und hier. Zwischen Vorstellungskraft und Glauben.

Wenn die Gleichnisse dazu dienen sollen, dass man sich das Himmelreich besser vorstellen kann, dann stellt sich natürlich die Frage:

Was sagt unser Gleichnis über dieses Reich aus?

Liebe Gemeinde

Ich meine, das Gleichnis vom Unkraut im Weizen besagt primär, dass es dort anders funktioniert als hier. Im Himmelreich gelten andere Massstäbe als unser enger menschlicher Horizont sie kennt.

„Lasst beides miteinander wachsen bis zur Ernte“ gibt der Bauer seinen Knechten zur Antwort, als diese sich anerbieten, das Unkraut auszujäten. Taumelloch heisst das Kraut übrigens, um das es hier geht. Das ist ein Gras, das in der Antike weit verbreitet war und unter Getreide wächst. Weil es zu Beginn des Wachstums dem Weizen zum Verwechseln ähnlich sieht, nennt man es auch Scheinweizen. Erst wenn der Fruchtansatz sichtbar wird, lässt sich ein Unterschied erkennen. In diesem Stadium muss die Pflanze in unserer Geschichte sein, als die Knechte sie entdecken. Taumelloch ist giftig, und wer Brot ist, dem gemahlener Taumelloch beigemischt ist, hat mit Erbrechen und Schwindel zu kämpfen. Lolch macht „Taumeln“, daher der Name.

Vor allem aber kann der Lolch den Weizen verderben. Es ist also kein harmloses Unkraut und es schiene dem gesunden Menschenverstand eindeutig ratsam, ihn auszujäten.

Das aber ist die unerwartete Wende und der Clou der Geschichte; der Bauer schlägt dieses Angebot aus. „Lasst beides miteinander wachsen bis zur Ernte“ befiehlt er stattdessen. Dass seine Ernte verderben könnte, scheint ihn nicht zu kümmern. Er ist voller Zuversicht, dass der ausgesäte Weizen zur Reife gelangen und er reiche Ernte haben wird.

Wie anders funktionieren wir Menschen normalerweise. Wohl weiss man aus Erfahrung, was der Volksmund sagt: „Unkraut verdirbt nicht“; dennoch haben wir die Hacke schnell zur Hand, wenn es etwas zu jäten gibt. Und fortwährend sind wir darauf aus, die Welt einzuteilen. Einzuteilen in Kraut und Unkraut; in Nützliches und Unbrauchbares, Wertvolles und Wertloses, Gutes und Schlechtes. Wir tun das mit Dingen, mit Ansichten, mit Verhaltensweisen, und - wir tun es mit Menschen.

Das ging mir durch den Kopf, als ich vor zwei Tagen seit längerem wieder einmal im Kreis Cheib unterwegs war. Wie viele Menschen sieht man dort, die sich sonst in der Stadt nicht zeigen. Alle draussen, man kann sich nicht vorstellen, wo sie alle hin wollen; trotz eisiger Kälte unterwegs in schlechten Kleidern. Kaputte Existenzen; Menschen am Rand der Gesellschaft; Zuhälter, Drögeler, Prostituierte, Dealer, Obdachlose...

Im Urteil der Allgemeinheit sind sie Unkraut, man wäre sie gerne los. Ausjäten geht nicht, also beschränkt man sich auf Kontrolle und ist froh, wenn sie im Quartier bleiben und im Rest der Stadt unsichtbar sind.

Das ist die eine Seite, die sichtbare. Gleichzeitig ist das der einzige Ort in der Stadt, wo ich mir keinen Moment Sorgen machen muss, ob mir wohl jemand hilft, den Kinderwagen aus dem Bus zu hieven. Ohne dass ich mich suchend umblicken müsste, sind helfende Hände da und ein freundliches Nicken dazu. Wieviel angenehmer ist es daher, im Unkrautbeet der Stadt unterwegs zu sein als dort, wo jeder Grashalm zwischen den Steinen ausgemerzt wird.

Liebe Gemeinde

Ich weiss nicht, was Sie sagen würden, aber in der Regel trauen wir Menschen uns doch ein Urteil zu. Wir sind der Überzeugung, zwischen gut und schlecht unterscheiden zu können. Und Konsequenzen daraus zu ziehen. Wir sind es gewohnt auszureissen, was schadet, und zwar so schnell wie möglich. Man soll das Übel bei der Wurzel packen, bevor es noch mehr Unheil anrichtet.

Besonders oft wird aus religiösen Gründen gerichtet, auch und häufig mit Bezug auf die Bibel. Die biblischen Aussagen werden dann zur Richtschnur für die Welt. Früher gehörte das auch zu den offiziellen Aufgaben der Kirche, die als Sittenwächterin eine zentrale gesellschaftliche Kontrollfunktion innehatte.

Vielleicht haben Sie in einer der letzten Ausgaben von ‚reformiert.‘ die Meldung über die neue Online-Publikation der Stillstandprotokolle gelesen. In diesen Protokollen vermerkten die Zürcher Pfarrer im Auftrag der reformierten Aufsichtsbehörde, die eben „Stillstand“ hiess, die Fehlritte ihrer Gemeindemitglieder. Dabei geht es neben Trunkenheit, Ehebruch und Raufereien, auch um das Waschen am Sonntag, um Obst stehlen und um das Fehlen im Gottesdienst.

Über solche Sittenwächterei schmunzelt man heute eher. Der kirchliche Kontrollwahn hatte aber auch traurige Auswüchse; hierzulande zB. die Ausrottung der Täufer. Diese wohl tief, aber aus kirchlicher Sicht eben falsch Gläubigen fielen dem Bemühen zum Opfer, aus der reformierten Kirche einen unkrautfreien Acker zu machen. Genau das gleiche Ziel hatten die Täufer selbst und haben viele andere fromme Gruppierungen auch heute noch (zB. Quäker oder Zeugen Jehovas). In der Überzeugung, selbst und ausschliesslich der Weizen zu sein, verbannen solche Gruppierungen alles andere aus ihren Reihen. Ähnliches hat sich vermutlich in der urchristlichen Gemeinde von Matthäus abgespielt, für die der Evangelist neben dem Gleichnis selbst auch die in der Einleitung zur Lesung erwähnte Auslegung formuliert hat.

Dass Monokulturen aber letztlich schädlich sind, weiss die moderne Landwirtschaft, weiss der Umweltschutz. Nur die Vielfalt ist längerfristig wirklich fruchtbar.

Und die menschliche Erfahrung weiss, dass das Fernhalten von unerwünschten äusseren Einflüssen letztlich

unmöglich ist. So nehmen zB. Kinder viel mehr und anderes mit als bloss das, was wir als Eltern uns mitzugeben bemühen. Das macht das Erziehen sehr anstrengend. Dennoch ist es gut und wichtig, denn nur wer sich mit der Welt auseinandersetzt, findet auch seinen eigenen Weg darin.

Liebe Gemeinde

Der Bauer in unserem Gleichnis ist zuversichtlich, dass er reiche Ernte einbringen wird. Trotz dem Taumellolch. Die Saat geht auf, und sie trägt Frucht. Mit oder ohne Unkraut. Das ist die Pointe dieses Gleichnisses.

Jesus seinerseits, der das Gleichnis erzählt, ist zuversichtlich, dass das Himmelreich da ist. Gottes Reich bricht hier und jetzt an. Trotz allen irdischen Widrigkeiten. Das ist der Trost dieses Gleichnisses.

In dieser Zuversicht dürfen wir leben. Wir dürfen das unabhängig davon, ob wir Unkraut oder Weizen sind und unabhängig davon, ob wir zwischen beiden zu unterscheiden imstand sind. Das ist tröstlich und befreiend. Und ich denke, es würde einige, gerade auch aktuelle Konflikte auf der grossen Weltbühne, lösen helfen, wenn wir Menschen in diesem Sinn das Reich Gottes anbrechen lassen könnten. Mit dem Verzicht auf Werten und Ausschliessen, geleitet von Grosszügigkeit und Toleranz.

In der Hoffnung darauf möchte ich schliessen mit einem Gebet aus unserem Gesangbuch (RG 844):

„Gott, schenke mir Gelassenheit,
das hinzunehmen, was ich nicht ändern kann,
Mut, das zu ändern, was ich ändern kann,
und Weisheit, das eine vom andern zu unterscheiden“

Sonntag, 5. Februar 2012

Stina Schwarzenbach